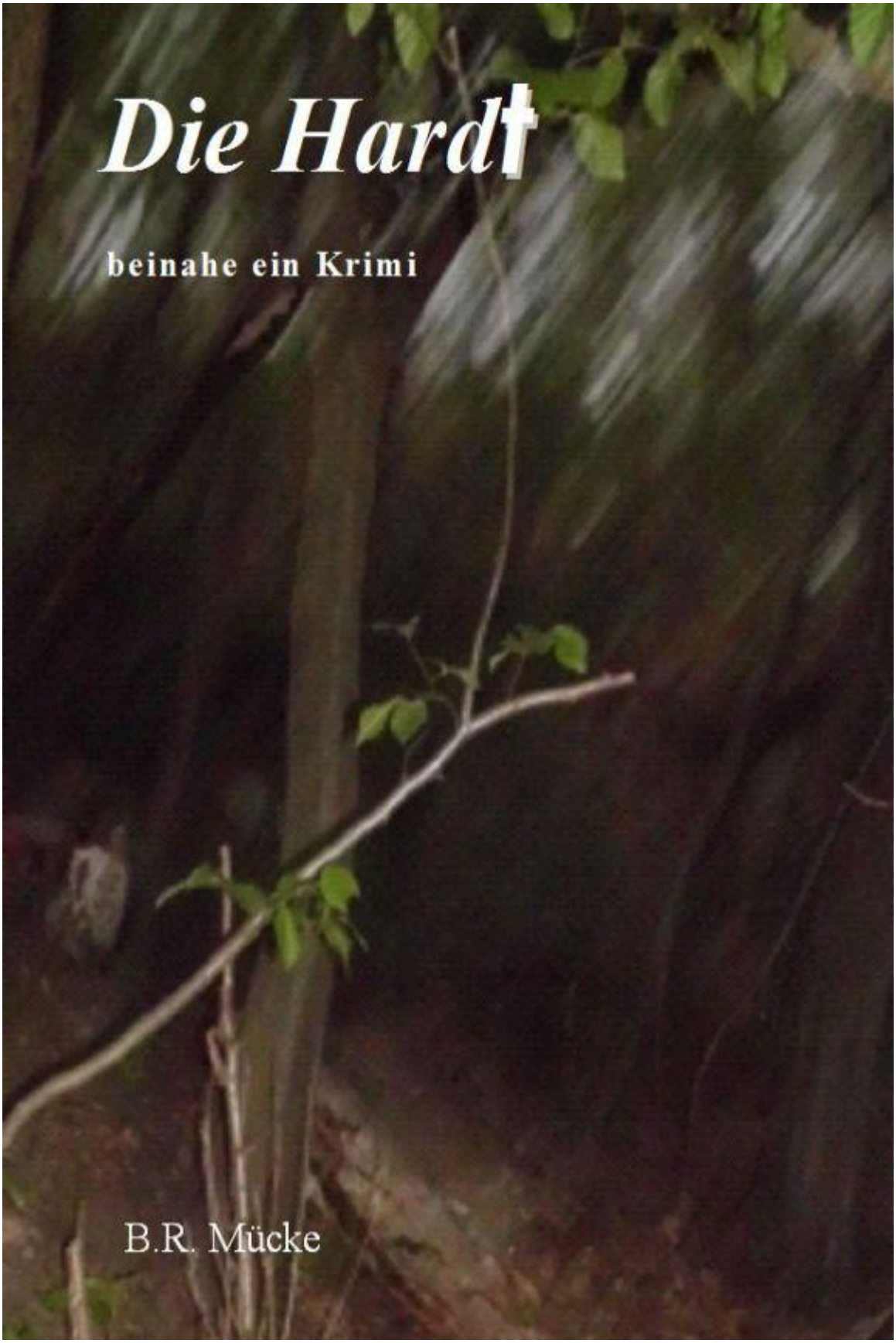
Die Hardt
beinahe ein Krimi
B.R. Mücke

1951

Die Fahrräder waren zu wichtig, um sie einfach stehen zu lassen. Die drei Jungen sahen sich um und fanden einen Busch, der blickdicht war und etwas vom Weg entfernt wuchs. Sichernd sahen sie sich um und stellten ihre kostbaren Fahrzeuge hinter dem Busch ab. So etwas wie Fahrradschlösser gab es so kurz nach dem Krieg noch nicht wieder –und wenn es sie gegeben hätte, wären sie viel zu teuer gewesen, als dass die Jungen sie sich hätten leisten können oder ihre Eltern sie ihnen gekauft hätten.

Selbstverständlich waren die Jungen für ihre Räder selbst verantwortlich. Es war schon ein Luxus, dass sie diese überhaupt hatten. Dafür hatten sie im Laden von Herrn Hartung, dem Eisenwarenhändler, an einigen Samstagen nach der Schule geholfen. Als Bezahlung für ihre Arbeit durften sie sich aus dem, was andere als Schrott bezeichnen würden, teilweise kaputte Fahrradteile heraussuchen und wieder zu kompletten Rädern aufbauen. Jedes Fahrrad hatte so ein ganz individuelles Aussehen und besondere Details.

Siegfried überzeugte sich vom Weg aus, dass die Räder nicht zu sehen waren, dann schaute er noch einmal, ob jemand in der Nähe war, der sie gesehen haben könnte. Dann ging er zurück zu den anderen beiden. Peterle, wie Peter schon seit er sich erinnern konnte, von allen genannt wurde, hatte vor ein paar Tagen im Felsen der Hardt, eines Höhenzuges im Stadtgebiet von Wuppertal, eine Öffnung entdeckt und seinen Freunden davon erzählt. Das versprach interessant zu werden. Höhlen

und verborgene Gräben waren in dieser Nachkriegszeit immer Fundgruben für Munition, Uniformteile und andere Dinge, die für Jungen in ihrem Alter interessant waren. Vielleicht hatte ja sogar jemand sein Vermögen in dieser Höhle in Sicherheit gebracht. Gerd, der Dritte im Bunde, hatte eine Taschenlampe von seinem Vater mitgebracht. Sein Vater, der als Schaffner bei der Bahn mit solchen Dingen ausgerüstet war, durfte das natürlich nie erfahren. Andernfalls würde die kurze Lederhose nicht ausreichen, die Tracht Prügel abzufangen, die Gerd dann erwartete. Er war sich dessen bewusst, aber das gehörte auch zu dem Abenteuer, das die drei Jungen jetzt vor sich wähnten.

Peterle kletterte vor. Die Höhle war vom Weg aus nicht zu sehen und die Jungen mussten sich ihren Weg durch Dornen und über Felsen bahnen. Birkenschösslinge, Gestrüpp und ältere Bäume dienten als Aufstiegshilfe. Dann bog Peterle abrupt nach links ab. Gerd und Siegfried suchten die überwucherte Wand ab, aber sie sahen immer noch keine Höhle. Sie bewegten sich weiter parallel zum Weg und mussten sich ein Stück wieder nach unten hangeln. Dann konnten sie die Öffnung sehen, die in einer schüsselartigen Vertiefung in die Wand führte.

Durch den Eingang, der ausreichend groß war, konnten die Jungen bequem hineinschlüpfen. Nachdem sich ihre Augen an das Dämmerlicht gewöhnt hatten, sahen sie, dass sie innen noch ein Stück hinunterklettern mussten, um auf den Boden der Höhle zu gelangen. Die Wände im Höhleninneren waren feucht und schlammig. Auf den Steinen wuchs Moos. Peterle wählte einen Weg nach rechts, fand aber sehr schnell keine Möglichkeit mehr, weiterzukommen. „Hier geht’s nicht, versucht es mal andersrum.“

Gerd, der gerade dabei war, die Taschenlampe einzuschalten, sah zu seiner Linken einen Stein und stieg darauf. Als die Lampe leuchtete, konnte er etwas weiter sehen. Er sah sich zu Siegfried um: „Hier sieht es besser aus.“ Siegfried bewegte sich auf Gerd zu und der trat auf den nächsten Stein, um Siegfried Platz zu machen. Dabei rutschte Gerd weg. Er versuchte, sich mit den Händen abzustützen, aber landete dennoch etwas unsanft auf seiner Kehrseite. Scheppernd fiel die Taschenlampe auf die Steine und verschwand mit einem ‚Blubb’ in etwas Flüssigem am Boden der Höhle. Gerd fluchte laut, aber schlug sich sofort die Hand vor den Mund: Wenn Mutter das gehört hätte!

Aber viel schlimmer war das Malheur mit der Lampe. In dem wenigen Licht, das durch die Höhlenöffnung hereindrang, war nun aus der Position der Jungen ein kleiner See am Boden der Höhle zu erkennen. Irgendwie waren die Jungen nun ganz schnell auf dem Grund der Höhle. Das Wasser war nicht tief und glasklar. Ein Rotkehlchen, das durch die Jungen aufgestört worden war, flatterte schimpfend an ihnen vorbei ins Freie. Die Jungen zogen die Schuhe und Strümpfe aus und wateten ins Wasser. Dank der kurzen Hosen wurden auf diese Weise nur ihre nackten Waden nass. Siegfried griff nach wenigen Augenblicken der Suche ins Wasser und zog die Lampe heraus. Die Scheibe hatte einen Sprung. Auch am Blech des Gehäuses war der Sturz nicht spurlos vorbei gegangen. Das Licht war natürlich aus, und es ergossen sich Ströme von Wasser aus der Lampe. Gerd war den Tränen nah und sah sich schon wochenlangen Hausarrest absitzen und sein Fahrrad in Vaters Schuppen eingeschlossen. Von den unvermeidlichen Schlägen ganz zu schweigen, die er aber heldenhaft zu ertragen gedachte.

Die Höhle war zunächst einmal Nebensache geworden. Die Jungen kletterten wieder hinaus und setzten sich in die Sonne.

„Mist!“ entfuhr es Gerd. Dieses Mal dachte er nicht daran, was seine Mutter davon halten würde. „Was jetzt? Das kann ich nicht zu Hause erzählen.“

„Was ist, wenn du gar nichts sagst? Vielleicht denkt dein Vater, er hätte die Lampe irgendwo liegengelassen“, schlug Peterle vor.

„Niemals! Ich lüge nicht!“, empörte sich Gerd.

„Das ist doch kein Lügen, wenn du gar nichts sagst“, konterte Peterle wieder.

„Nein, das mache ich nicht. Mein Vater muss die dann doch ersetzen.“

Siegfried meinte: „Am besten, wir fahren zu Herrn Hartung. Das kostet uns bestimmt wieder ein paar Samstage, aber der weiß sicher, was zu tun ist.“

2.

1981

Sie schwitzte in einer Dachkammer des Polizeipräsidiums. Um sie herum lagen vier Aktenordner mit teilweise schon angegilbtem, oft dünnem Papier. Einzelne der Seiten waren bereits brüchig, hatten Risse, und vom häufigen Umblättern waren die Lochungen ausgerissen und teilweise überklebt worden. Auf manchen Seiten, die beidseitig Text aufwiesen, war die Schrift der Schreibmaschinen nur schwer zu erkennen, dafür hatten sie deutliche Löcher an Stellen, an denen runde Buchstaben geschrieben – oder besser: gehackt worden waren. Dennoch war alles feinsäuberlich abgeheftet und füllte die Ordner.

Wie vermutlich bereits Generationen von Anwärtern vor ihr hatte Lisa Kreft eine Aufgabe bekommen, die sie für völlig sinnlos hielt. Sie hatte schon von anderen aus ihrer Ausbildungsgruppe gehört, dass sie sicher so etwas machen müsse. Für vier Wochen war sie bei der Kriminaltechnischen Untersuchungsstelle, kurz KTU, zur Ausbildung. Zur Einführung gab es den Vortrag des Leiters der KTU, Herrn Voss, dass die Forensik mit all ihren Spielarten und dabei die Spurensuche und Spurensicherung eines der wichtigsten Gebiete, wenn nicht sogar das wichtigste zur Täterüberführung darstellte.

„Verdacht ist, anders zu vermuten als offensichtlich erscheint oder sich zeigt. Darum müssen nicht nur die, auf den ersten Blick erkennbaren, Spuren gesichert, sondern auch weitere, sogenannte latente, Spuren gesucht werden und auch zunächst unauffällige Situationen zumindest fotografisch gesichert werden.

Jede Spur erzählt eine Geschichte“, war der Vortrag, den die Auszubildenden schon auswendig herunterbeten konnten, weil Herr Voss ihn jedes Mal beinahe wortgleich hielt.

Während der Einführungsansprache gruselte es die meisten, denn der Dienststellenleiter vermochte sachlich, aber dennoch anschaulich von Leichenfunden und Obduktionen zu berichten, was bei den meisten Anwärtern zu lebhaften Bildern im Kopf führte, die sie bisher, wenn überhaupt, nur aus Kinofilmen kannten. Kaum einer der Kriminalkommissaranwärter dachte daran, später einmal die Kriminaltechnik zu seinem Hauptgebiet zu machen. Nein. Aufregend sollte es sein. Rauschgift, Mord, Täter fangen – das waren die Sachen, die sich die jungen Polizeistudenten vorstellten.

Zu den Aufgaben der Dienststelle von Herrn Voss gehörte auch Beweis- und Personenfotografie. Im Wesentlichen beschränkte sich bei Beamten, die zuerst an einem Tat- oder Unfallort eintrafen, das Wissen über Fotografie auf „Sonne lacht, Blende acht“. Es gab aber auch bei den Polizeianwärtern einige Hobbyfotografen. Diese hofften darauf, das Praktikum nutzen zu können, um von den Experten der Kriminaltechnik Tipps zum Fotografieren zu bekommen und vielleicht auch ihre eigenen Kenntnisse über die Filmentwicklung zu erweitern. Aber im Allgemeinen war dieses Praktikum nicht sehr beliebt. Spurensuche erforderte viel Arbeit, die akribisch ausgeführt und aufgelistet werden musste. Spuren konnten, falsch behandelt, schnell zerstört werden oder an Beweiswert verlieren. Man musste sich schon sehr konzentrieren, obwohl die Arbeit an sich über weite Teile langweilig erschien. Spuren mussten in ihrem vorgefundenen Zustand erhalten werden. Sie durften nicht vermischt werden. Verschiedene Spuren mussten

unterschiedlich behandelt werden, um sie nicht zu beschädigen; manche mussten verpackt, andere unverpackt getrocknet werden, wieder andere mit destilliertem Wasser aufgenommen oder mit verschiedenen Mitteln in ihrer Form erhalten werden. Und nicht zuletzt durften Personen, die als Ermittler mit den Spuren in Kontakt kamen, nicht ihre eigenen Spuren hinzufügen. Lisa erfuhr, dass etwa 75 Prozent der Bevölkerung sogenannte ‚Ausscheider' waren, also bestimmte serologische Eigenschaften bereits durch Atemluft an die Umgebung abgaben. Davon waren natürlich auch Kriminaltechniker nicht ausgenommen. Darum mussten alle Vorkehrungen getroffen werden, um eine Übertragung zu verhindern. Und so mussten sie während der gesamten Zeit, in der sie mit Spuren umgingen, Einweghandschuhe, möglichst übertragungsfreie Kleidung und manchmal auch Atemschutzmasken tragen.

Wenn zum Beispiel Tatbekleidung auf Faser-, Sekret- und andere Spuren abgesucht wurde. Dazu wurde zunächst die gesamte Oberfläche der Kleidung fotografiert, dann transparente Klebefolienstreifen möglichst flächendeckend aufgeklebt, nummeriert, beschriftet und wieder fotografiert, alle Nummern mit Beschriftung in einen maschinen-geschriebenen Bericht übertragen, dann die Folie vorsichtig wieder abgezogen, auf Trägerpapier aufgebracht und schließlich als Spurenträger verpackt.

Abgesehen davon, dass das schon einmal gut ein paar Stunden dauern konnte, gab es viele Stolpersteine dabei: Man blieb mit den Einweghandschuhen an der Folie hängen, man irrte sich beim Übertragen der Beschriftung in den Bericht, der dann erneut getippt werden musste, natürlich mit zwei Durchschlägen, beim Abziehen von der

Kleidung oder Aufbringen auf das Trägerpapier klappte die Folie um und war somit zumindest teilweise beschädigt und die Spuren damit auch.

Natürlich passierten alle diese Dinge den Anwärtern immer wieder. Und die Schutzkleidung war oftmals auch im Weg. Außerdem war der Leiter der KTU auch noch sehr pingelig und gab Berichte schon mit nur drei Tippfehlern zum erneuten Schreiben zurück – natürlich auch das mit zwei Durchschlägen.

Da war die Arbeit direkt am Tatort schon interessanter, auch wenn man in den Einmal-Overalls schnell schwitzte, während große, schwere Taschen mit Materialien geschleppt werden mussten. Diese mussten auch noch so abgestellt werden, dass sie nicht selber Spuren legten. Das hieß dann aber meist, dass sie etwas entfernt vom eigentlichen Tatort standen und der Inhalt je nach Bedarf hin und her getragen werden musste. Am Tatort waren die Anwärter meist zum Zuschauen und Material herbeischaffen verurteilt. Die Spurenlage war einfach zu wichtig, um sie ungeübten Händen zu überlassen.

Aber hier hatte sich ein Täter aufgehalten und das entsprach schon eher der kriminalpolizeilichen Arbeit, die man aus dem Fernsehen kannte.

Zum Bedauern der Auszubildenden gab es nicht viel Tatortarbeit vor Ort. Das meiste waren die Nacharbeiten in der Dienststelle und vor allem die Schreibarbeit. So fanden sich die Anwärter während ihres Praktikums früher oder später in eben jener Dachkammer wieder, in der Lisa jetzt saß.

Sie hatte schon mehrere Blätter beschrieben und wieder zerrissen. Sie wusste einfach nicht, wie sie es formulieren sollte. Einfach die Anschreiben ihrer Vorgänger zu kopieren, die ähnliche Schreiben hatten verfassen

müssen, war ihr zu albern, außerdem war sie sich sicher, dass Herr Voss ihr das bestimmt zurückgeben würde.
Sie sollte von einem Gummi-Hersteller erfragen, ob es möglich sei, aufgrund eines Schuhabsatzes und der daran noch erkennbaren Beschriftung festzustellen, an welchen Schuhhersteller, vielleicht auch in welchem örtlichen Bereich und in welchem Jahr diese Art von Absätzen geliefert worden war. Vermutlich war dies in den dreißiger Jahren gewesen, aber nicht später als in den fünfziger Jahren. Lustlos blätterte sie in den Ordnern herum und beschloss, erst einmal in die Kantine zu gehen, um einen Kaffee zu trinken.

Am kommenden Wochenende (5.-7.9.) ist das Buch als E-Book kostenlos als Werbeaktion bei Amazon zu bekommen.
http://www.amazon.de/Die-Hardt-beinahe-ein-Krimi-ebook/dp/B00MF8S5IO/ref=sr_1_1?ie=UTF8&qid=1409815266&sr=8-1&keywords=die+hardt